

Unterhaltungsblätter

Wöchentliche Beilage zur
Chorner Ostdeutschen Zeitung.

N^o 1. 1895.

Das Schicksal.

Roman von Friedrich Jacobsen.

I. (Nachdruck verboten.)

Ueber die Millionenstadt spannen sich tausend Fäden. Regungslos schweben sie wie das Netz einer Spinne in der Luft, und nur der Wind vermag ihnen summende, schwirrende Töne zu entlocken, aber unser geistiges Ohr hört feiner und schärfer, als der grobe körperliche Sinn.

Zu keiner Stunde des Tages und der Nacht ruht der elektrische Strom, welcher unsichtbaren Blicken gleich hierhin zuckt und dorthin, und wenn wir mit dem Herzen und der Phantasie lauschen, dann glauben wir ein rauschendes Webeschiff zu hören, und es webt sich zu unseren Häupten ein Gewand, verschieden nach Ursprung und Zweck, für den Einen zum Brunk, für den Andern zum Verhüllen der Blöße, für Alle zu guterletzt ein Sterbehemd.

Arbeit nennen wir die Hand, welche das

Webeschiff in Bewegung hält, Arbeit im weitesten Sinne, denn sie umfaßt die ganze Skala des Kampfes um's Dasein, vom Handel bis zum Betrug, vom Kathederwort bis zum Hochverrath, vom Grabscheit bis zur Mordart.

Alles webt, aber wie das Gewebe sich ver-schlingt, nach welchen Gesetzen es sich für den Einzelnen fügt, das sagt uns Keiner.

Die tausend sichtbaren Fäden sind nur ein Gleichniß für etwas Anderes, Unsichtbares, Unheimliches.



Landbriefträger auf dem Gise bei Berlin. (S. 3)

Fatum nannten es die Alten, Rismet heißt es der Orientale, Schicksal der Abendländer — es ist Alles ein und dasselbe.

Das sind Nachtgedanken, welche die Begüterten und Glücklichen in dem behaglichen Bewußtsein ihrer gesicherten Stellung nicht hegen,

oder zum Mindesten nicht ausdenken mögen, aber Tausende unserer Brüder werden von ihnen mit Fledermauschwingen umflattert, selbst im

Lichte der Sonne. Wie viel mehr um die todtete Stunde der Nacht.

Wenn man von ihr reden darf in der Weltstadt mit ihren Tausenden von elektrischen Lampen und Gaslaternen, so lag sie über dem Häufermeer.

Die Uhr eines kleinen Nachtcafés zeigte auf Zwei, und zwei Gäste befanden sich außer dem schläfrigen Zahlkellner in dem Lokale.

Sie saßen räumlich getrennt, Jeder für sich an einem der kleinen runden Marmortische, und Keiner kümmerte sich um den Andern. Wahrscheinlich kannten sie sich gar nicht, der Zufall hatte sie in einen und denselben Raum zusammengewürfelt, die nächste Zeitwelle riß sie wieder auseinander, und Niemand wußte, ob in der Zwischenzeit einer jener unsichtbaren Fäden, von welchen wir oben redeten, sein feines, unzerreißbares Gewebe zwischen ihnen ausgespannt hatte.

Der Ältere von Beiden konnte einige fünfzig Jahre alt sein. Er trug einen grauen Anzug, welcher aus der „Goldenen Hundertundzehn“ oder einem ähnlichen billigen Kaufgeschäft stammen mochte; der Stoff war noch neu, aber er zeigte bereits bedenkliche Spuren von Regen, Straßenstaub, Bier und Cigarrenasche. Ein breiter weicher Filzhut hing etwas entfernt am Ständer, aber der Ueberzieher fehlte.

Der Mann hatte beide Hände auf seinen Stock gestützt und starfte mit vorgeneigtem Kopf auf das halbleere Bierseidel, man vermochte kaum zu unterscheiden, ob er wachte oder schlief. Es lag etwas unsäglich Müdes, Schlafes in seinen hageren Zügen, und dennoch zuckte es manchmal so nervös um den feinen, von grauem Knebelbart verdeckten Mund, daß man das wilde Flutken der Gedanken hinter der kahlen Stirn zu sehen wähnte.

Einen merkwürdigen Gegensatz zu diesem bildete der zweite Gast. Seine dunkle Kleidung saß straff, wie verwachsen mit dem muskulösen Körper, sie war etwas fadenscheinig, aber sie verrieth im Gegensatz zu dem Andern das fast peinliche Bemühen, den Eindruck des Wohl-anständigen und Bürgerlichen zu machen. Aber Wollen und Können ergänzen sich nicht überall; ein scharfer Beobachter hätte zum Beispiel unschwer entdeckt, daß der Mann unter dem hoch zugeknöpften Rocke kein Vorhemd trug; die schwarze Kravatte und der Papierkragen mußten Alles verhüllen.

Ein röthlicher Vollbart umrahmte das finstere, wenig anziehende Gesicht; er war so struppig und stachlig, und dabei so dicht, daß ein Sachverständiger wohl auf den sonderbaren Gedanken hätte verfallen können, dieser Mann sei jahrelang in der Zwangslage gewesen, wider Neigung und Anlage rasirt zu werden, und die Veranlassung dieser Zwangslage sei erst vor kurzer Zeit in Wegfall gekommen.

Beide Männer streiften sich zuweilen über die trennenden Tische hinweg mit einem flüchtigen Blick. Sie waren ja die Einzigen im Lokale, und sie machten Beide den Eindruck, als habe weder Genußsucht, noch der stumpfe Trieb des übersättigten Nachtschwärmers sie hierher geführt, man konnte fast glauben, es sei ihr Beruf, ihre Arbeit, an solchen Orten um diese Stunde zu verweilen.

Der mit dem grauen Knebelbarte trank sein Bier aus und schüttelte sich. Dann rief er dem Kellner zu: „Heinrich, ein Glas Grog!“ nahm sein Notizbuch aus der Tasche und begann in demselben zu blättern.

Der Kellner brachte das Verlangte und bemerkte halblaut: „Sie könnten auch lieber nach Hause gehen, Herr Doktor; diese Nacht passirt doch nichts mehr.“

„Kann man nicht wissen, Heinrich; übrigens haben Sie ja noch mehr Gäste.“

„Der da?“ Der Kellner machte eine ver-

ächtliche Bewegung. „Der rutscht seit einer Stunde die Stühle glatt bei einer Tasse Kaffee. Und am Ende muß ich ihn noch hinaus-schmeißen, weil er nicht zahlen kann.“

„Do hätten wir ja gleich ein Ereigniß,“ bemerkte der Andere trocken.

„Wie viel bekommen Sie denn dafür?“ forschte der Kellner neugierig.

„Das kommt ganz auf die Kunst an, mein Lieber.“

„Die Kunst?“ Der hübsche, intelligent aussehende Burche lachte. „Na, Herr Doktor, nehmen Sie mir's nicht übel, aber wenn man das so liest — ich glaube, das könnte ich auch fertig bringen.“

Ueber die hageren Züge des Lokalreporters glitt es wie ein flüchtiger Wetterfchein, dann trank er mit einem tiefen Zuge die Hälfte seines Glases leer.

„Das versteht Sie, Heinrich,“ sagte er aufathmend. „Die richtige Mischung von Wasser, Zucker und Rum, vor Allem nicht zu wenig von letzterem. Ob Sie die andere Mischung auch so gut fertig brächten? Wenn Sie mein Sohn wären, Heinrich, dann würde ich Ihnen das Rezept nicht verrathen, es ist ein bißchen Gift darin; aber so kann's mir nichts verschlagen.“

Er lehnte sich auf den Stuhl zurück, rückte seinen Klemmer auf die Spitze der röthlichen Nase, und zwinkerte listig mit den Augen.

„Also das Rezept, Heinrich, ist genau ebenso wie Ihr Grog. Zuerst natürlich Wasser, das sind die alltäglichen Ereignisse, das Zeug, das überall zu haben ist. Aber kochend muß es sein, brühwarm, der abgestandene Schlamp von gestern mundet Keinem. Dann kommt so'n bißchen Zucker, Heinrich, das ist für die Kinder und die kindlichen Gemüther; bisweilen auch für die Polizei. Man nennt es auch den moralischen Hintergrund; aber nur nicht zu viel, ja nicht zu viel, die Moral ist ein homöopathisches Mittel! Und nun die Hauptsache, ein tüchtiger Schuß Rum, und nur recht scharf und pikant. Das ist die Sensation, Heinrich, und darin liegt das eigentliche Geheimniß. Wollen Sie auch noch wissen, was man vor allen Dingen verstehen muß, um dieses Geheimniß zu ergründen?“

„Nun, Herr Doktor?“

„Das Lügen,“ sagte der Reporter gelassen, und trank sein Glas leer. „Und nun bringen Sie mir noch eins auf Kreide, Heinrich, und knausern Sie nicht mit dem verdammten Lügengeist da in der vierkantigen Flasche.“

Der Lokalreporter Doktor Max Kranich nahm eine fast schwarze Cigarre, welche lose in seiner Brusttasche steckte, und zündete sie an. Es überkam ihn offenbar eine Art Wohlbehagen, welches vielleicht ebensosehr durch seinen Vortrag, wie durch den starken Grog hervorgerufen war. Er blies dicke Rauchwolken vor sich hin und summte das abgeleierte Motiv aus dem Bettelstudenten dazu: „Und ich hab' sie ja nur auf die Schulter geküßt.“

Dann lachte er plötzlich halblaut. „Das wäre auch eine passende Variante. Sie — Fräulein Klio, die Muse der Geschichtsschreibung. Bis auf die Stirn hat's nicht gelangt, aber was verschlägt das, wir Lokalreporter schreiben auch eine Geschichte der Gegenwart, wenn gleich nur auf schlechtes Zeitungspapier und nicht in eherne Tafeln. Man könnte auch sonst keine Butterstulle hineinwickeln. — Holla, wer kommt denn da?“ setzte er hinzu.

Es war noch ein später Gast eingetreten, ein echter Nachtschwärmer.

Das Künstlerische, welches bei dem Alten nur durch den Schnitt des Bartes, und den breiten Filz leise angedeutet war, sprach sich in förmlich aufdringlicher Weise in der ganzen jugendlichen Erscheinung aus, aber es war nicht echt, sondern gemacht.

Der Neuangekommene ging mit etwas unsicheren Schritten an den Tisch des Reporters, streckte lachend die Hand aus und rief: „Na, Doktor, reportern Sie auch noch in den Kneipen herum? Sie alter Kollkrabe sollten sich auch lieber in's Bett legen, anstatt Lügen zu schmieden.“

„Respekt, Sie junger Grünspecht!“ entgegnete Jener quälend. „Mein Name ist Kranich, und Sie wissen oder wissen vielmehr nicht, daß dieser Vogel den Alten als Sinnbild der Wachsamkeit galt.“

„Was kümmern mich die Alten! Der Kranich ist ein Sumpfvogel, soweit reichen meine naturgeschichtlichen Kenntnisse.“

Doktor Kranich rückte seinen Klemmer noch weiter hinaus auf die Spitze der Nase, und blickte dem jungen Mann scharf in die weinseligen Augen.

„Der Wig ist faul, aber er kommt doch nicht von Ihnen, Spieß. Sie waren wohl wieder in diesem sogenannten Künstlervereine, und da hat man über den literarischen Lumpensammler, den versoffenen Kranich, Kalauer gerissen.“

Arnold Spieß blickte ein wenig verlegen zur Seite und schwieg.

„Na, lassen Sie nur,“ fuhr der Alte ruhig fort, „mir kann das ja egal sein. Aber was wollen Sie bei den Kerls, der Mensch soll sich nicht wegwerfen. Glauben Sie denn wirklich, Spieß, daß dieses, aus Farbenfleckern, Schmierenhelden und Kollportageromanfabrikanten zusammengeschmissene Gefindel Ihnen den Platz einräumt, der Ihren Fähigkeiten gebührt? Gott bewahre, über die Achsel angesehen, bloß geduldet werden Sie. Und warum? Weil Sie Ihr hervorragendes Zeichentalent und Ihr scharfes Auge als Kupferstecher verwerthen, weil Sie zu den Arbeitern gehören und nicht zu den Tagedieben.“

Arnold Spieß zog einen Stuhl heran und setzte sich. „Jeder Mensch will höher hinaus,“ sagte er halblaut.

„Respekt vor den richtigen Jüngern der Kunst!“ entgegnete Kranich ernst. „Wenn Sie 'mal in deren Kreis aufgenommen werden sollten, dann will ich, wenn mich die Würmer nicht inzwischen gefressen haben, meinen Segen dazu geben. Es dauert lange, junger Mann, und Mancher erreicht's nie —“ er blickte mit einem halb Sarkastischen, halb wehmüthigen Lächeln an seiner eigenen Person nieder. Plötzlich schlug er mit der Faust auf die Marmorplatte und rief nach einem frischen Glas Grog.

Er machte in diesem Augenblick den Eindruck eines strammen, körperlich und geistig unverwüthlichen Mannes, aber dann klappte er wieder zusammen, und das alte cynische Lächeln spielte um seine Lippen.

„Das war nun die zweite Moralpredigt in einer Nacht. Die erste hat mir ein Glas auf Borg bei Heinrich eingebracht. Sie werden sich doch nicht lumpen lassen, Spieß? Oder fehlt es Ihnen am Besten?“

Der Kupferstecher griff in die Westentasche und holte einen zusammengeknüllten Fünfmark-schein heraus. Er glättete das Papier, legte es vor sich auf den Tisch und sagte scherzend: „Das ist der letzte; ich muß bald wieder welche machen.“

Auch Kranich lächelte. Er beugte sich vor, betrachtete einen Augenblick die geharnischte Rittergestalt auf dem Scheine, und sagte dann, einer plötzlichen Gedankenfolge Ausdruck gebend: „Wissen Sie auch, Spieß, warum auf den andern Scheinen zwei Figuren abgebildet sind?“

„Wahrscheinlich, weil es schwerer ist, zwei nachzumachen, als eine,“ entgegnete Jener in Fortsetzung seines vorigen Scherzes.

„Falsch, lieber Freund. Auf den Zwanzigern sind's zwei Jungen, auf den Hunderten zwei Weiber, auf beiden Paarung gleichartiger Elemente. Das ist eine Verjüngungsbildung der modernen Macht, der Association. Früher war's

die Ehe, aber das ist veraltet, an ihre Stelle ist die Compagnie getreten. Wie wäre es, Spieß, wenn wir uns auch in diesem geistigen Sinne verheiratheten, wir könnten sogar zum Standesbeamten gehen, nach der Definition des Allgemeinen Landrechts steht dem kein Bedenken entgegen."

Arnold Spieß blickte seinen Gefährten ungewiß an; er schien nicht genau zu wissen, ob Jenem der Grog zu Kopf gestiegen sei, oder ob irgend ein verborgener Sinn dahinter stecke.

"Die Idee ist grandios," fuhr Doktor Kranich fort. Lassen Sie uns gemeinschaftlich eine neue Zeitung gründen. Sie wissen ja, Spieß, daß unsere Tagespresse sich noch immer nicht ganz von dem langweiligen, die Charaktere verderbenden Beiwerk der Politik freigemacht hat, daß dem 'Lokalen' und 'Mannigfaltigen' noch immer nicht der gebührende Raum, das heißt, aller Platz über und unter dem Strich eingeräumt wird. Sie illustriren dann unsere neue Zeitung, und wenn wir uns auf diese Weise zusammenthun, dann müßte es mit dem Henker zugehen, wenn die Sache kaputt ginge. Einen Titel habe ich auch schon ausgedacht, das ist natürlich die Hauptsache; was meinen Sie zu der Bezeichnung 'Klatsch'? Die würde so ziemlich allen Bedürfnissen entsprechen!"

Der junge Kupferstecher schüttelte halb unwillig den Kopf wie Jemand, der in einer interessanten Beschäftigung gestört wird.

"Nee, Doktorchen," sagte er dann, "auf den Leim kriechen wir nicht mehr, das ist ja Alles Mumpitz. Wo wollen Sie denn das Geld zu dem Unternehmen herkrögen?"

"Das wird gepumpt, gestohlen, geraubt, gefälscht, wie es am besten angeht," entgegnete der Alte unerschütterlich. — "Was zum Henker machen Sie denn da, Spieß? Sie üben sich wohl schon auf das Letztere?"

Arnold Spieß hatte sich, während Doktor Kranich seine ironischen Luftschlöffer baute, einer halb mechanischen Beschäftigung hingeegeben.

Der Fünfmarschein lag noch immer auf dem Tische neben einer alten Speisekarte.

Der Kupferstecher besah die Arabesken der letzteren einen Augenblick nachdenklich, dann wandte er sie um, nahm einen Bleistift aus der Tasche, und begann auf der leeren Rückseite eine flüchtige Skizze zu entwerfen.

Wie er so dasaß, die dunklen Locken tief in der Stirn, die keck geschwungenen, mit einem kleinen Bärtchen verzierten Lippen zusammengepreßt, erhielten seine Züge einen eigenthümlichen Ausdruck; man konnte fast an irgend ein besonderes intelligentes Raubthier denken.

"So zeigen Sie doch her!" sagte Kranich nochmals ungeduldig und nahm das Papier weg, "Teufel auch, das ist famos!"

Der junge Künstler hatte in den wenigen Augenblicken die Gestalt des Ritters skizziert, welche auf dem Fünfmarschein abgebildet ist. Doch die Kunst, welche des Reporters Erstaunen hervorrief, bestand vielleicht weniger in der Schnelligkeit der Arbeit, als der wahrhaft überraschenden Treue. Da fehlte, soweit die Zeichnung ausgeführt war, kein Strich und kein Punkt, man sah, daß diese Hand wohl weniger daran gewöhnt war, zu erfinden, als nachzuahmen.

"Das ist großartig," sagte Doktor Kranich nochmals, und dann fügte er nach einer kleinen Pause ernster hinzu: "Nehmen Sie sich in Acht, Spieß, aus dem Späße könnte 'mal Ernst werden; das ist eine verwünscht gefährliche Gabe."

"Wie wär's mit der Association?" frug Jener mit spöttisch verzogenen Lippen.

"Für's Zuchtbaus? Ich danke, da können Sie allein hingehen."

Ein plötzliches Geräusch ließ die beiden Männer aufblicken. Der dritte Gast hatte bisher regungslos an seinem Tische gesessen, und

nur von Zeit zu Zeit einen Schluck Kaffee zu sich genommen.

Jetzt stieß er plötzlich die Tasse so heftig zurück, daß sie fast auf den Boden gefallen wäre, und rief mit rauher Stimme: "Kellner, zahlen!"

Der Gerufene kam langsam und verschlafen hinter dem Schänkliche hervor; unterdessen hatte der Fremde eine gehäkelte Börse aus der Tasche gezogen, sie vorsichtig und leise auf den Tisch gelegt, und einen Thaler herausgenommen. Er hielt das Geldstück dem Kellner mit ausgestrecktem Arme entgegen und sagte: "Eine Tasse Kaffee und einen Cognac."

Heinrich nahm den Thaler und griff mit der andern Hand in seine Tasche, um zu wechseln; dabei ließ er ihn aus Unachtsamkeit auf den Boden fallen.

"Klapp!"
Der Ton war so eigenthümlich, daß Kranich und Spieß mit den Köpfen herumfuhrten.

Einen noch weit tieferen Eindruck schien aber der geringfügige Zufall auf den Besitzer des Geldes auszuüben. Er sprang in die Höhe, raffte seine straff gefüllte Börse auf und warf einen schnellen Blick nach dem Ausgange des Cafés. Dann griff er in die Westentasche, legte ungezählt einige kleine Münzen auf den Tisch und sagte: "Den Teufel auch, da hat man mich schön angeschmiert!" Und mit diesen hastigen Worten verließ er das Lokal.

Der Oberkellner stand noch immer in derselben Stellung und blickte auf das unheimlich vom Fußboden herausblinkende Geldstück. Da vermochte Spieß sich nicht länger zu halten und brach in ein schallendes Gelächter aus.

"Sie sind unbezahlbar, Heinrich! Haben Sie denn noch niemals einen falschen Thaler in Ihren jungfräulichen Pfoten gehabt? Warum sehen Sie so betäubt aus, Verehrtester? Da auf dem Tische liegt das echte Geld, stecken Sie es in Gottes Namen ein, und der Thaler wird ja wohl auch noch seinen Herrn finden, im schlimmsten Falle nehm' ich ihn umsonst."

Der Kellner hob das Geldstück auf und trat an den Tisch zu seinen Gästen.

"Da ist nichts zu lachen, Herr Spieß," sagte er wichtig. "Nun ist der Kukul 'mal wieder los, und es heißt, die Augen aufmachen. Der Kerl hatte die ganze Börse voll von dem Zeug, und sehen Sie 'mal, wie geschickt das Ding gemacht ist."
(Fortsetzung folgt.)

Landbriefträger auf dem Eise bei Berlin.

(Mit Bild auf Seite 1.)

Die "Stephansboten" in der Umgegend Berlins benutzen, wie uns das Bild auf S. 1 zeigt, auf ihren Dienstgängen zur Fortbewegung mitunter auch Schlittschuhe. Namentlich die Haselseen bieten dem Landbriefträger eine günstige Gelegenheit zum schnellen Fortkommen, da hier zum Besten der Berliner Schlittschuhläufer stets Bahn gefehret, und eine gute Schlittschuhverbindung zwischen Spandau, Tegel, Blöhensee, Haselhorst, Bichelsberge und anderen Orten hergestellt ist. Rasch sind die mitgenommenen Schlittschuhe angechnallt, und dann faust der Landbriefträger dahin über die weite Fläche, in der Tasche die Briefe, die Arme beladen mit Packeten.

Ein Stutzer von den Fidschi-Inseln.

(Mit Bild auf Seite 4.)

Es ist ein grober Irthum, anzunehmen, daß es Modegecken und Stutzer nur bei den Kulturvölkern gäbe. Kein "Elegant" und "Gigerl" kann gezielter einherstolzieren, wie der Stutzer von den Fidschi- oder Viti-Inseln in der Südsee auf S. 4. Die dortigen Stutzer verwenden in erster Linie große Sorgfalt auf ihr dichtes, schwarzes Haar, das sie so hoch wie möglich aufzubauen suchen, wodurch mit der Zeit ganz gewaltige Perrücken entstehen. Zur besonderen Verschönerung wird das Haar ferner mit

Kalk roth gefärbt. Um den Hals trägt unser Stutzer ein Band, von dem ein gewaltiger, kreisförmig in sich zurückgebogener Firscheberzahn herabhängt, außerdem um Arme und Beine eine Art von Krausen aus Bambusbaft. In der rechten Hand hält er ein Stöckchen; um die Hüfte schlingt er den "Sulu", ein Stück Baumwollzeug, das die gemeinliche Bekleidung beider Geschlechter bildet.

Aufforderung zum Fingerhakeln.

(Mit Bild auf Seite 5.)

Der Oberbayer ist gleich seinem Stammesbruder, dem Tiroler, stets ebenso bereit zum Zitherschlagen, Singen und Tanzen, wie zum Kaufen. Die vielen Sonn- und Feiertage, Kirchweihen und Hochzeiten bieten stets Gelegenheit, die edle Kunst der Selbstvertheidigung zu vervollkommen, und auch Alltags fordert man einander zum "Fingerhakeln" heraus, wie der grimmige Holzknecht auf unserem Bilde S. 5 (nach einem Gemälde von J. C. Hösch) den jungen Jäger. Der Waidmann scheint aber nicht geneigt zur Annahme der Herausforderung, sondern macht sich über des Alten Eifer nur lustig. Er zweifelt nicht, daß er den Herausforderer im Ernstfalle leicht am eingehakten Mittelfinger über den Tisch ziehen würde. Das Dazwischenkommen der Kellnerin mit den gefüllten Maßkrügen wird auch wohl dazu beitragen, des Alten Kampflust zu besänftigen.

Der Brandstifter.

Aus den Erinnerungen eines Kriminalisten.

Von A. O. Alaukman.

(Nachdruck verboten.)

Es war im Frühjahr 1884, als ich von dem Chef der Abtheilung, welcher ich seit einem Jahre zugetheilt war, einen Auftrag erhielt, der für mich von besonderer Wichtigkeit war, weil er meine erste Sendung nach außerhalb bildete.

In dem kleinen Landstädtchen Trimmen, ungefähr zwanzig Meilen von der Hauptstadt entfernt, war eine Art Panik ausgebrochen, dadurch entstanden, daß sich auf den Straßen und vor den Thoren der Stadt beständig Drohbrieife vorfanden, durch welche der Bewohnerschaft mitgetheilt wurde, daß die Stadt an allen vier Ecken angezündet werden, oder daß es um diese oder jene Zeit an bestimmter Stelle ein Schadenfeuer geben würde. Diese Briefe waren zuerst unbeachtet geblieben, aber es hatte nach einiger Zeit in der That angefangen, bald hier, bald dort zu brennen. Das Feuer war zwar glücklicherweise immer bald gelöscht, und nur in einem einzigen Falle war ein großes Gehöft eingäschert worden, allein die Aufregung der Bewohnerschaft des Ortes stieg beständig, da weder die Drohbrieife, noch die eigenartigen Brandstiftungen aufhörten.

Der Chef rieth mir, nicht direkt nach Trimmen zu gehen, sondern erst nach der nahen Kreisstadt, um mich dort mit dem Landrath in Verbindung zu setzen.

Ich reiste also nach der Kreisstadt, machte dem Landrath meinen Besuch und wurde von diesem mit Freuden begrüßt.

"Sie kommen," sagte er, "zu rechter Zeit. Die Leute in Trimmen sind ganz außer sich. Die letzte aufgefundenen Brandbrieife deuten an, daß innerhalb des nächsten Monats ein ganz besonders großes Brandunglück der Stadt bevorstehe, und daß alles Wachen und Aufpassen nichts helfen würde. Man ist in dem kaum viertausend Einwohner zählenden Orte ganz rathlos, Handel und Wandel fangen an zu stocken, und es ist dringend nothwendig, daß irgend etwas geschieht."

Ich fragte, ob nicht einige der Drohbrieife, die man auf den Straßen gefunden hatte, im Landrathsamt vorhanden seien, und der Landrath überreichte mir lächelnd einen ganzen Stoß derselben. Ich nahm die Briefe mit mir nach dem Gasthose, schloß mich in mein Zimmer ein

und prüfte die eigenthümlichen Schriftstücke mehrere Stunden lang. Sie waren auf grobes Papier geschrieben und hatten fast sämmtlich denselben Inhalt. Meist trugen sie auf der Außenseite Spuren, welche darauf hindeuteten, daß sie auf der Straße gelegen hatten.

Natürlich war mir das Wichtigste zunächst die Handschrift der Briefe, denn durch sie konnte man möglicherweise auf die Spur des Schreibers kommen. Im Landrathsamt waren, wie dies bei Behörden üblich ist, die Briefe mit einem Stempel versehen worden. In der linken Oberecke trug jeder Brief das Datum des Tages, an dem er eingeliefert worden war, Ich ordnete mir die Briefe darnach und begann sie nochmals zu prüfen.

Der Inhalt war, wie schon bemerkt, ziemlich gleich; immer wieder waren es Drohungen, daß die ganze Stadt in Flammen aufgehen würde; offenbar aber ging der Schreiber lediglich darauf aus, die Bewohner zu beunruhigen, denn es war ja bisher nur ein einziger größerer Brand entstanden.

Nach dieser zweiten Prüfung der Briefe hatte ich aber doch einen Erfolg zu verzeichnen. Ich entdeckte einen Unterschied in der Handschrift, von einem gewissen Zeitpunkt an. Die ersten Briefe zeigten eine

die nun folgenden Briefe geschrieben hatten. In allen Briefen erkannte man die Absicht, die Handschrift zu verstellen, aber diese war nicht besonders geglückt. Gewisse Grundzüge, gewisse Rundungen und Buchstabeneigenthümlichkeiten kehrten immer wieder.

Plötzlich fiel mir etwas auf. An der einen Stelle stand die Drohung: „Menschen und Tiere sollen an den Tag denken.“ Hier war „Thiere“ ohne h geschrieben, ein Umstand, den ich zuerst auf mangelhafte Orthographie des Briefschreibers zurückgeführt hatte. In dem

nächsten Briefe aber entdeckte ich in dem Satze: „Die rote Blut soll euch schrecklich leuchten!“ daß auch die Worte „roth“ und „Bluth“ ohne h geschrieben waren, gerade wie es die neue Rechtschreibung, die erst seit wenigen Jahren in den preussischen Schulen eingeführt ist, will. Die Person, welche die Briefe geschrieben hatte, mußte also noch nicht lange aus der Schule entlassen, vielleicht sogar noch ein Schulkind sein.

Ich brachte eine schlaflose Nacht, und am nächsten Morgen begab ich mich zum Landrath, um diesen zu bitten, mir einen Ausweis zu geben, laut dessen ich als von der Regierung ernannter Schulinspektor die Schulen von Trimmen und Umgegend besichtigen könne. Durch die Orthographie der Briefe war ich nämlich auf den Gedanken gekommen, daß man in den Schulen von Trimmen selbst vielleicht Anhaltspunkte finden würde. Außerdem gestattete mir diese Maske, mich in dem Orte einige Zeit aufzuhalten, indem ich vorgab, diesen zu meinem



Ein Stüher von den Fidschi-Inseln. (S. 3)

schwere, ungeübte Hand, und ich kam zu der Ueberzeugung, daß der Schreiber ein ungebildeter Mensch sei, der nicht einmal mit der Rechtschreibung ordentlich Bescheid wisse. Plötzlich hörte diese Handschrift vollständig auf und machte einer anderen Platz, die mir jedoch auch nicht gleichmäßig schien, so daß ich auf die Annahme gerieth, es müßten zwei verschiedene Personen sein, welche

Ich hatte also drei Brandbriefschreiber vor mir, und es erfüllte mich das mit einer gewissen Hoffnung. Je mehr Mitwisser bei einem Geheimnisse vorhanden sind, desto leichter ist es, dasselbe zu entdecken.

Ich nahm nunmehr die zweite Gruppe der Briefe nochmals zur Hand und prüfte sie auf ihre Rechtschreibung und auf Styleigenheiten.

Standquartier zu wählen, um von dort aus die Schulen der umliegenden Dörfer zu besichtigen.

Während mir der Landrath meine Papiere ausfertigte, kleidete ich mich in ehrwürdiges Schwarz und ließ mich ganz glatt rasiren; da ich nicht mehr besonders jugendlich ausah, glaubte ich meine Absicht mit Aussicht auf Erfolg durchführen zu können.



Aufforderung zum Fingerhakeln. Nach einem Gemälde von F. C. Hasch. (S. 3)

Am nächsten Tage kam ich in Trimmen an, machte dem Bürgermeister meinen Besuch und wurde von diesem mit Freuden begrüßt. Derselbe weihte mich, so weit es nöthig war, in alle Verhältnisse der Kleinstadt ein und stellte mich darauf dem Vorsteher der Schule vor. Dieser führte mich auf meinen Wunsch zuerst in die oberste Knabenklasse, wo ich meine Rolle so gut als möglich spielte und geduldig zuhörte, während die Kinder in Geschichte und Geographie geprüft wurden.

Dann bat ich den Schulvorsteher, sich nicht weiter zu bemühen, da ich noch eine kleine Prüfung der Kinder im Schreiben mit Hilfe eines Lehrers vornehmen wolle. Dann ließ ich mir die Schönschreibhefte zeigen und sah sie alle genau durch, da ich hoffte, in der Handschrift eines der Knaben vielleicht eine Aehnlichkeit mit der Handschrift des Brandbriefschreibers finden zu können. Leider vergeblich.

Ich sprach mich als Schulinspektor befriedigt über die Leistungen der Schüler aus und suchte die nächste Klasse auf. Der Lehrer brachte mich hinüber und stellte mich seinem Kollegen vor; es war die obere Mädchenklasse, und ungefähr zwanzig Mädchen im Alter von zwölf bis vierzehn Jahren blickten mir neugierig entgegen, als ich eintrat. Ich ließ wieder erst mündlich prüfen, dann verlangte ich die Schreibhefte und diesmal mit Erfolg.

Schon beim dritten Hefte, das ich in die Hand nahm, fiel mir eine eigenthümliche Führung der Schrift, eine besondere Abrundung der Buchstaben nach unten zu auf. Ich merkte mir den Namen der Schülerin und ging weiter. Die zwölfte Schülerin schien mir ebenfalls eine Handschrift zu besitzen, welche einigermassen der in dem Drohbrieft verwendeten ähnelte. Ich war meiner Sache jedoch nicht gewiß. Ich fragte nach dem Namen der Schülerin und hörte zu meinem Erstaunen, daß sie denselben Namen hatte, wie die erste Schülerin, deren Handschrift mir aufgefallen war.

Ebenso rasch erfuhr ich zu meiner Freude, daß die beiden Kinder Schwestern seien. Ich fragte, ob noch eine dritte Schwester in der Schule vorhanden sei, dies wurde jedoch verneint.

Ich hatte an der Prüfung genug, brach dieselbe rasch ab, begab mich geradeswegs zum Bürgermeister zurück, theilte ihm meine Wahrnehmung mit und fragte ihn, wer die Eltern der beiden Mädchen seien. Ich erfuhr, die Kinder hätten nur noch eine Mutter, eine Frau, die sich eines guten Rufes in der Stadt erfreue. Die Wittve Meier nähere sich redlich durch Nähen und Schneidern und habe ihr Auskommen. Sie wohne am Ende der Stadt in einem kleinen eigenen Häuschen und habe im oberen Stock eine Tagelöhnerfamilie in Miethen, von der auch nichts Nachtheiliges bekannt sei.

Ich dankte dem Bürgermeister für seine Auskunft und glaubte nun sicher, den Punkt gefunden zu haben, wo ich den Hebel meiner Untersuchung ansetzen konnte.

Am Abend desselben Tages, als ich gerade in meinem Gasthose beim Essen saß, ertönte Feuerlärm. Ich eilte sofort an den Ort des Feuers, kam aber zu spät; es war schon Alles gelöscht.

Wie man mir erzählte, war in der Nähe der städtischen Scheunen, die außerhalb der Stadt dicht bei einander standen, bereits zum fünften oder sechsten Male ein kleiner Haufen Stroh in Brand gesetzt worden. Wäre der Wind heftig und ungünstig gewesen, hätte wohl ein Theil der Scheunen Feuer fangen können, und der Schaden würde dann wahrscheinlich kein geringer gewesen sein.

Ich ließ mir, ohne mich verdächtig zu machen, von den Leuten, welche das Feuer

zuerst gesehen und erstickt hatten, genau beschreiben, wie dasselbe entstanden und angelegt gewesen sei, und kam zu der Ansicht, daß der Brandstifter eigentlich ein Schadenfeuer kaum beabsichtigt haben konnte. Hätte er ein solches hervorzuführen wollen, so wäre es ein Leichtes gewesen, das Feuer dicht an einer der Scheunen aufgehen zu lassen, so aber war, wie der schwarze Fleck auf der Erde bewies, das Feuer zwischen zwei Scheunen angezündet worden, so daß bei der herrschenden Windstille eine Gefahr eigentlich vollständig ausgeschlossen schien. Dies bestärkte mich noch in meiner Annahme, daß man es mit einem durch Kinder verübten Unfug zu thun habe.

Ich ging mit den Neugierigen nach der Stadt zurück. Die Meisten von ihnen machten Halt in einem Wirthshaus, das am Ende der Stadt in der Nähe der Scheunen lag, zwischen denen es so oft brannte, und es war eigentlich selbstverständlich, daß sich infolge dessen der Besuch der Bürger nach dieser Wirthschaft hinzog. Hier versammelten sich allabendlich die jüngeren Männer aus der Bürgerschaft, welche nächtlicher Weise in der gefährdeten Gegend Patrouille gingen, und seitdem Trimmen durch Brandbriefe und Brandlegungen beunruhigt wurde, war in dem Wirthshause zum „Schwarzen Roß“ die ganze Nacht hindurch ein bewegtes Leben.

Es konnte nicht auffallen, wenn ich, vom Feuer kommend, auch in der Wirthschaft mich niederließ und mit den Anwesenden über die eigenthümlichen jetzt herrschenden Zustände unterhielt. Wurde doch von nichts Anderem gesprochen, als von Brandstiftern, Patrouillen, Nachtwachen und dergleichen. Dabei feuchtete man die Kehlen tüchtig an, und der Wirth vom „Schwarzen Roß“ hatte alle Hände voll zu thun, um seine Gäste zu bedienen.

Am nächsten Tage machte ich nach einem wohlüberdachten Plan der Wittve Meier meinen Besuch, während ihre Töchter in der Schule waren. Eine schüchtern aussehende, noch ziemlich junge, hübsche Frau öffnete mir und sah mich erstaunt an.

„Ich bin der Schulinspektor,“ sagte ich ihr. „Sie werden wohl schon von mir gehört haben. Ich möchte mit Ihnen wegen Ihrer Töchter sprechen.“

Frau Meier nöthigte mich in das Zimmer, und dieses machte in seiner Sauberkeit auf mich einen sehr guten Eindruck.

„Lassen Sie sich,“ sagte ich, „in Ihrer Arbeit nicht stören, ich will mich nur etwas mit Ihnen über Ihre Töchter unterhalten. Die Mädchen scheinen mir recht fleißig und gut beanlagt zu sein; bald werden sie aus der Schule treten. Haben Sie wohl schon daran gedacht, was Sie mit den Kindern anfangen werden?“

„Ich habe gewiß daran gedacht,“ versetzte Frau Meier bescheiden. „Welcher Mutter sollte nicht die Zukunft ihrer Kinder am Herzen liegen? Aber was ich gern durchgeführt hätte, wird wohl nicht gehen. Ich hätte meine Kinder am liebsten in der Provinzialhauptstadt untergebracht: dort ist eine Anstalt, wo die Mädchen kochen, backen und alles das lernen, was für eine tüchtige Köchin und Hausfrau nothwendig ist. Man muß aber selbstverständlich die Kinder auf der Anstalt unterhalten, und das kostet Geld, welches ich nicht aufwenden kann. Es wäre mir sehr lieb, wenn die Mädchen sich bald selbstständig machen könnten, da es leicht möglich ist, daß ich mich in nächster Zeit wieder verheirathe.“

„Nehmen Sie es mir nicht übel,“ sagte ich, „aber könnte nicht Ihr zukünftiger Gatte die Kinder auf die Anstalt schicken?“

Frau Meier schien einen Augenblick mit sich zu kämpfen, dann sagte sie: „Ich habe volles

Vertrauen zu Ihnen, Herr Schulinspektor, besonders da Sie sagen, Sie wollten etwas für meine Kinder thun. In der Stadt weiß noch Niemand etwas davon, ich bin heimlich verlobt mit dem Gastwirth Hennig, dem Besitzer vom „Schwarzen Roß“. Das Geschäft desselben ist indeß lange Zeit nicht so gut gegangen, daß er hätte an's Heirathen denken können; jetzt geht es wohl besser, und ich glaube, er wird auch sein Wort einlösen, aber die Sorge für die Mädchen darf ich ihm doch nicht aufbürden.“

Die Stimme der Frau war immer leiser geworden, je mehr sie sich dem Ende ihrer Rede näherte. Ich bemerkte eine gewisse Unruhe an ihr, als sie sprach, sie hielt den Blick zu Boden gesenkt, und es kam mir vor, als zitterten ihre Hände, welche die Näharbeit hielten.

Ich aber hatte die Empfindung, als hätte ich bisher im Finstern herumgetappt, und plötzlich wäre der Blitz vor mir niedergefahren, der auf einmal alles das enthüllte, was mir unklar war.

„Ich möchte,“ sagte ich, „für Ihre Kinder wohl eine Empfehlung schreiben; können Sie mir nicht etwas Papier geben? Schreibzeug haben Sie wohl hier.“

„O gewiß,“ versetzte Frau Meier erfreut, indem sie die Schublade des Tisches aufzog und einen Stoß Papier sowie ein Fläschchen Tinte und einen Federhalter herausnahm.

Ich betrachtete das Papier, und ein einziger Blick genügte mir, um zu sehen, daß es genau dasselbe Papier war, auf welchem die Brandbriefe geschrieben worden. Auffallend war es auch, daß die einfache Frau einen ganzen Stoß von diesem eigenthümlichen alten, starken Papier, wie man es nur noch selten findet, besaß.

Ich nahm einen Bogen und schrieb mir den Namen und Geburtstag der Kinder auf, dann versprach ich, mich der Sache anzunehmen und ging.

Noch sah ich aber nicht ganz klar. Noch schien mir Manches unwahrscheinlich. Aber eine Vermuthung hatte sich mit aller Gewalt bei mir festgesetzt, nämlich die, daß der Brandstifter, der die Stadt beunruhigte, Niemand anders als der Gastwirth Hennig sei. Der Mann befand sich früher in schlechten Verhältnissen, und es hatte an Besuch gefehlt. Mit großer Geschicklichkeit hatte er die Aufregung in der Stadt hervorgerufen und sich in der That dadurch reichlichen Zuspruch verschafft. Für mich war es klar, daß er die Wittve Meier für seine Zwecke mißbrauchte. Er hatte sie wahrscheinlich durch Vorpiegelung der Heirath dazu veranlaßt, ihm hilfreiche Hand zu bieten, die Wittve hatte ihre Kinder zum Schreiben der Briefe, die sie ihnen wahrscheinlich diktirte, angehalten; diese Kinder hatten höchstwahrscheinlich auch die Briefe in der Stadt verstreut.

Es galt nunmehr, den Gastwirth Hennig zu beobachten, und zwar möglichst sorgfältig und unauffällig.

Schräg gegenüber der Wirthschaft zum „Schwarzen Roß“ lag das städtische Spritzenhaus. Gerade dieser Umstand war für Hennig werthvoll geworden. In dem Spritzenhause wurden die Löschgeräthschaften aufbewahrt, und Nachtwachen hielten sich im „Schwarzen Roß“ auf, um bei einem Brande sofort zur Stelle zu sein.

Ich setzte mich mit dem Bürgermeister in's Einvernehmen und erklärte ihm, daß mir das Spritzenhaus einen sehr guten Standpunkt für meine Beobachtungen bieten würde, wenn ich nur sicher sei, dort nicht entdeckt zu werden.

Zu dem Spritzenhause besaß sowohl der Bürgermeister wie der Führer der Feuerwehr einen Schlüssel; außerdem befand sich noch ein

dritter in dem Hennig'schen Lokale zur Benutzung der Wache. Das Spritzenhaus war aus Stein ausgeführt, hatte nur ein Geschoß mit einem hölzernen Satteldach. Unten standen die Spritze und die Rettungsleitern, auf dem Boden war eine Vorrichtung zum Trocknen der Schläuche angebracht. Der Bürgermeister theilte mir aber mit, daß sich oben auch noch ein kleiner Verschlag befinde, welcher besonders verschlossen sei, und zu dem nur er und der Führer der Feuerwehr einen Schlüssel besäßen.

Ich ließ mir von dem Bürgermeister die Dertlichkeit genau beschreiben und fand, daß aus den Fensterlufen dieses Verschlages sich die ganze Hennig'sche Wirthschaft sehr gut übersehen lasse.

Zwei Sachen waren von Wichtigkeit für mich: ungestört zu meinem Ausguck zu gelangen und dort ungestört verweilen zu können. Im Spritzenhause befand sich die ganze Nacht über eine Wache, ich mußte also am Tage hineinzugelangen suchen, und es geschah dies in folgender Weise.

Ich verließ meinen Gasthof frühzeitig, natürlich nicht in meinem schwarzen, feierlichen Anzuge, sondern in einen Ueberzieher gehüllt, in welchem ich auch Lebensmittel und eine Flasche Wein untergebracht hatte; ich ging zum Thor der Stadt hinaus und näherte mich langsam dem Spritzenhause. In einem Gebüsch in der Nähe der gefährdeten Scheunen wartete ich. Eine halbe Stunde später sah ich den Bürgermeister anscheinend auf einem Spaziergange begriffen, wie verabredet worden war, daherkommen. Ich näherte mich dem Spritzenhause, er öffnete dasselbe, und ich schlüpfte hinein, ohne daß ich bemerkt worden wäre.

Der Bürgermeister übergab mir den Schlüssel, und ich begab mich nach meinem Verschlage hinauf, wo ich mich, so gut es ging, einrichtete. Licht erhielt der Verschlag durch drei Lufen in der Mauer, welche zwar schmal waren, durch die man aber genügende Beobachtungen anstellen konnte. Ich hatte mir meinen Feldstecher mitgenommen und suchte, mich etwas entfernt von den Lufen haltend, mit demselben die Gegend ab. Das Hennig'sche Grundstück sah ich klar und deutlich vor mir liegen, ich konnte sogar die Personen erkennen, die sich auf dem Hofe bewegten. Ich orientirte mich, so gut es ging, über die Lage der Gehöfte ringsum, beobachtete die gefährdeten Scheunen und prägte mir Alles genau ein, um auch am Abend im Zwielicht und selbst nur nach dem Gehör Unterschiede machen zu können. Für einige Stunden der Nacht gab es Mondschein, und ich durfte hoffen, wenigstens nach Mitternacht etwas Helligkeit zu haben.

Ich langweilte mich, nachdem ich meine Beobachtungen gemacht hatte, nicht wenig auf meiner Warte. Gegen Mittag entdeckte ich aber etwas, was mir Freude machte. Ich konnte nämlich Hennig auf dem Hofe herumhantieren sehen, und es war mir interessant, die Person jetzt ungestört beobachten zu dürfen, die für mich so wichtig war.

Plötzlich sah ich ein Kind mit einem Krüge in der Hand sich dem Hennig'schen Hause nähern und erkannte deutlich die eine Tochter der Wittve Meier. Das Kind trat in das Haus ein und erschien kurz darauf auf dem Hofe. Es ging auf Hennig zu, dieser sah sich vorsichtig um, streckte dann dem Kinde die Hand entgegen und nahm einen Brief in Empfang, den das Mädchen aus der Tasche seines Kleides zog.

Hennig las den Brief, sah sich dann wieder aufmerksam um und ging mit dem Kinde in das Haus zurück. Bald darauf verließ das Mädchen das „Schwarze Ross“ und trug in der Hand den Krug, der jetzt, wie es schien, gefüllt war. Hin und wieder aber sah sie es ängstlich nach seiner Tasche.

Nach meiner Ueberzeugung steckte in dieser der Antwortbrief Hennig's an die Wittve Meier. Ebenso fest war ich überzeugt, daß morgen wieder Brandbriefe gefunden werden würden. Mein Eifer, Hennig und seine Genossen zu beobachten, wurde durch diese Umstände nur verstärkt.

Der Nachmittag verging, ohne etwas besonders Interessantes zu bringen; der Abend brach herein, und ich mußte meine Beobachtungen aufgeben. Ich legte mich auf einigen Brettern, die ich mir zurechtgestellt hatte, zum Schlafen nieder, fand aber natürlich wenig Ruhe; besonders unangenehm war es mir, daß ich nicht nachsehen konnte, wie spät es sei; es war indessen zu finster, und ich durfte es nicht wagen, ein Streichholz anzustecken, um mich nicht durch den Lichtschimmer zu verrathen. Hin und wieder stand ich auf und trat an die Fensterlufe, es war aber draußen weder etwas zu sehen noch zu hören.

Gegen Morgen endlich übermannte mich die Müdigkeit völlig, und ich erwachte erst, als der Schimmer der Morgenröthe in mein Kämmerchen fiel. Schnell erhob ich mich und wollte eben dreist an die Luke herantreten, als ich plötzlich zurückfuhr. Aus der Thür des Hennig'schen Hauses trat der Besitzer. Er betrachtete den Himmel, warf auch einen Blick auf das Spritzenhaus, kreuzte die Hände auf dem Rücken und ging langsam davon, den Scheunen zu.

Durch die rechte Seitenlufe konnte ich ihn mit meinem Feldstecher auf das Genaueste verfolgen. Kurz vor den Scheunen bog er ab und drehte sich um; er sah nach der Stadt zurück, blickte auch nach rechts und links, anscheinend harmlos wie ein Mensch, der sich die Gegend betrachtet, dann schlug er plötzlich die Richtung nach einem kleinen Gehölze ein, welches in der Nähe lag. Ich sah ihn dort verschwinden, darauf sah ich ihn vorsichtig wieder zwischen den Bäumen hervortreten, und es kam mir vor, als schleppe er etwas hinter sich her, was ich jedoch nicht deutlich erkennen konnte. Endlich, als er den Scheunen näher kam, bemerkte ich, daß es eine abgestorbene Fichte oder Tanne sei. Handelte es sich um einen Holzdiebstahl? Ich glaubte nicht einen Augenblick an einen solchen. Hinter den Scheunen verschwand Hennig bald darauf, und ich zitterte vor Aufregung, bis ich ihn wieder auftauchen sah.

Er kam rechts um die Gebäude herum, und ich sah, wie er das trockene, verdorrte Bäumchen in den Zwischenraum zwischen zwei Scheunen warf und dann nach seinem Gehöfte zurückkehrte. Er ging auf den Hof und erstieg mit einer Leiter den Futterboden, ich konnte ihn ganz genau beobachten, wie er einen Sack ergriß, diesen voll Stroh stopfte und ihn dann hinunterwarf. Den Sack schleppte er darauf in ein Gebüsch, das einen Theil der lebendigen Hecke seines Gartens bildete. Dort lag auch eine Anzahl von alten Brettern, und unter diesen brachte Hennig seinen Strohvorrath unter. Dann stellte er sich vor die Hausthür, harmlos, als wäre nichts vorgefallen. Gleich darauf wurde es auch in dem Gehöfte lebendig, und die Tagesarbeit nahm ihren Anfang.

Bei mir stand jetzt die Ueberzeugung fest, daß Hennig am nächsten Abend eine neue Brandstiftung plane, und mit Sehnsucht erwartete ich das Erscheinen des Bürgermeisters. Doch es wurde neun Uhr Vormittags, ehe derselbe kam. Ich theilte ihm meine Beobachtungen mit und entwickelte ihm meinen Plan, zu versuchen, ob wir nicht Hennig bei der Brandstiftung selbst abfassen könnten. Der Bürgermeister war ganz damit einverstanden; wir schlichen uns vorsichtig aus dem Spritzenhause und kehrten nach der Stadt zurück, wo ich mich zunächst durch einen ausgiebigen Schlaf stärkte. Am Nachmittage trafen wir dann unsere Vorbereitungen. Die

Polizeidiener wurden herbeigerufen, und einem derselben der Auftrag erteilt, für den Bürgermeister einen Wagen zu besorgen, da derselbe etwas außerhalb der Stadt zu thun habe. Der Polizeidiener sollte zu einem bekannten Fuhrmann gehen und sich von diesem einen Wagen borgen, jedoch keinen Kutscher mitbringen; der Polizeidiener konnte fahren und sollte den Kutscher machen.

Wir fuhren zum Thore hinaus wohl eine Meile weit, dann in einem großen Bogen zur Stadt zurück und näherten uns in der Abenddämmerung den Scheunen. In der Nähe derselben wurde das Pferd an einen Baum gebunden und abgesträngt, der Wagen von dem Wege hinunter in den Graben geschoben, und nun erst wurde den Polizeidienern eröffnet, um was es sich handle. Ich gab mich ihnen zu erkennen, sagte ihnen, gegen wen ich Verdacht hätte, und dann stellten wir uns auf die Lauer.

Ich kann nicht beschreiben, wie mir das Herz klopfte, als ich gegen elf Uhr die Schritte eines Herannahenden hörte. Dicht in unserer Nähe machte der Nahende Halt, es raschelte etwas wie eine Last, die zu Boden geworfen wurde, dann wie Stroh, man hörte auch das Rascheln von Zweigen, dann flammte ein Streichholz auf, und im nächsten Augenblicke schlug eine kleine Flamme empor.

Beim Ausfleuchten derselben machte der Mann, der sie entfacht hatte, Kehrt, in demselben Augenblicke aber war ich auch schon herzugeeilt und faßte ihn von hinten am Kragen. Schon eilten auch die Polizeidiener und der Bürgermeister herbei. Bei dem aufblühenden Feuer, das aus Holzschelten, aus einem Haufen Stroh und aus den allmählig herangeschleppten vertrockneten Fichtenbäumen hergestellt war, erkannten wir Hennig. Er hatte den Sack noch unter dem Arme, in dem er das Stroh gebracht hatte.

Wir fesselten den Mann, denn ich hatte bei der Abfahrt am Abend befohlen, Handschellen mitzunehmen. Nachdem wir dann noch schnell das Feuer auseinandergerissen hatten, ging es nach der Stadt zurück.

Am anderen Morgen erfuhr die erstaunte Einwohnererschaft Trimmens, wer der Brandstifter gewesen war, und daß er, sowie seine Mithelferin, die Wittve Meier, bereits hinter Schloß und Riegel saß.

Hennig war klug genug, sofort ein Geständniß abzulegen. Er erklärte, von den ersten Brandbriefen nichts gewußt zu haben, auch das Schadenfeuer, das bei dem Ackerbürger entstanden war, sei nicht von ihm angelegt; er sei erst auf den Gedanken gekommen, die Brandbriefe zu schreiben und unschuldige Feuer anzulegen, nachdem er entdeckt hatte, daß durch die nächtliche Feuerwache, die sich bei ihm Abends und Nachts aufhalte, und der zu Liebe ein großer Theil der Bürger aus der Stadt auch bei ihm kneipte, sein Wirthshaus in Blüthe kam. Er hatte die Wittve Meier veranlaßt, durch ihre Kinder die Briefe schreiben und verstreuen zu lassen.

Dieses Geständniß machte er freiwillig, energisch aber verwahrte er sich dagegen, das wirkliche Feuer angestreckt zu haben. Vergebens machte ich ihn darauf aufmerksam, daß ihm dieses Leugnen nichts nützen würde, er blieb dabei, daran unschuldig zu sein.

Hennig wurde sammt der Wittve Meier vor die Geschworenen gestellt, diese sprachen ihn von der wirklichen Brandstiftung frei. Die Sache wurde darauf vor die Strafkammer verwiesen, und von dieser wurde Hennig wegen groben Unsaßs, wiederholter Bedrohung und mehrfacher Gefährdung unbewohnter Gebäude zu einer Gefängnißstrafe verurtheilt. Die Meier wurde wegen Beihilfe ebenfalls bestraft. Mit Rücksicht auf ihr gutes Verhalten auf der Anklagebank und während der Verhandlung wur-

den den beiden Verurtheilten die Ehrenrechte nicht aberkannt.

In der Stadt herrschte lauter Jubel über meine Entdeckung. Die Bürgerschaft veranstaltete eine Sammlung, von deren Ertrag mir ein Geschenk gekauft werden sollte. Ich verzichtete jedoch auf dasselbe, erklärte, aber, das Geld annehmen zu wollen, um die Kinder der Wittve Meier meinem Versprechen gemäß auf der Anstalt in der Provinzialhauptstadt unterzubringen.

Ich kann nur noch hinzufügen, daß Hennig, nachdem er seine Strafe verbüßt hatte, ehrlich genug war, die Wittve Meier zu heirathen, daß er allerdings Trimmen verlassen mußte, aber nach einem anderen Theil des Landes zog, wo es ihm wirklich gelang, mit Hilfe seiner sehr fleißigen Frau sich emporzuarbeiten. Er

gehörte zu denjenigen Menschen, die noch so viel Charakter und Ehrenhaftigkeit besitzen, daß eine Bestrafung sie nicht verkommen läßt, sondern im Gegentheil sie veranlaßt, in sich zu gehen und sich zu bessern. Die beiden Mädchen, für die ich durch die Sammlung gesorgt hatte, und die natürlich nicht bestraft werden konnten, weil sie noch nicht strafmündig waren, sind heute längst verheirathet, und, so viel ich weiß, gute Mütter und Frauen.

Das Geheimniß des wirklichen Brandes wurde erst nach einer Reihe von Jahren gelöst. Der Ackerbürger, dessen Gehöft abgebrannt war, bekannte auf dem Todtenbette, daß er die ersten Brandbriefe geschrieben und dann sein Gehöft selbst angezündet habe, um in den Besitz der verhältnißmäßig hohen Versicherungssumme zu kommen.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Witziges Autograph. — Saphir wurde einst von einer sehr geschwätigen Dame bestirmt, ihr doch einige Worte in's Stammbuch schreiben zu wollen, die aber auch zugleich Bezug auf sie haben sollten. Der bekannte Humorist und Satiriker besann sich nicht lange und schrieb folgende Zeilen:

„Daß ohne Jung' ein weiblich' Wesen reden kann,

Das glaube man.

Daß mit der Jung' ein weiblich' Wesen schweigen kann,

Geht schwerlich an!“

Die Dame hat nie wieder Saphir um einige Zeilen ersucht. [—dn—]

Welcher Ort auf Erden hat zuerst Neujahr? — Beginnt in Berlin das neue Jahr 1895 mit Dienstag, dem 1. Januar, Nachts 12 Uhr, so zählt

Humoristisches.



Am Ziel.

Vater: Nun, Franz, mit Deinen Wissenschaften sieht es aber ganz bedenklich aus, Du kommst ja jeden Tag um Einen oder Zwei hinter.
 Franz: Das kommt von jetzt ab aber nicht mehr vor, Papa!
 Vater: Nun, das soll mich freuen; so sicher ist das aber wohl nicht.
 Franz: Doch, Papa, ich bin heute der Letzte geworden!



Gute Aussichten.

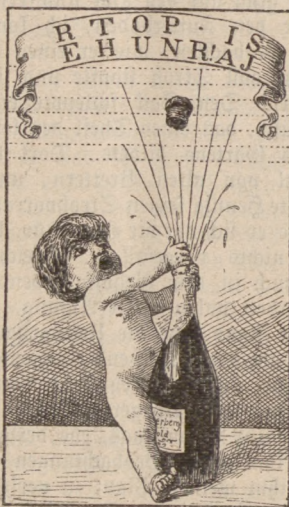
Banquier: Also Sie wünschen die Hand meiner Tochter, Vermögen haben Sie wohl keins?
 Lieutenant: Noch nicht, aber doch zu erwarten!
 Banquier: Nun, das läßt sich hören, von wem denn?
 Lieutenant: Von meinem zukünftigen Schwiegervater!

man in Philadelphia erst den 31. Dezember, Abends 6 Uhr, und in San Francisco erst 3 Uhr Nachmittags. Wenden wir uns dagegen nach Osten, nach Asien hin, so finden wir, daß um diese Zeit, wenn in Berlin „Profit Neujahr“ gerufen wird, in Kalkutta in Ostindien es bereits 5 Uhr, in Sydney in Australien 9 Uhr, auf Neuseeland sogar 11 Uhr am Morgen des Neujahrstages ist. Zuerst feiert man das Neujahr in Neuseeland, insbesondere kann man die zu Neuseeland gehörige Insel Chatam, die Neujahrinsel, als diejenige betrachten, wo zuerst auf der ganzen Erde die erste Stunde des neuen Jahres eintritt. [S. Th.]

Musik und Kochkunst. — Beide findet man in einem Inzerat verschwifert, das kürzlich in einem westpreussischen Blatte stand. Darin empfiehlt ein Musikalienhändler eine „Eierpolka“ mit folgender Gebrauchsanweisung: „Man lege die Polka auf das Notenpult des Klaviers, werfe sodann die Eier in kochendes Wasser und spiele nun die Polka in gemüthlichem Tempo durch. Ist man beim Ende angelangt, sind die Eier gerade pflaumenweich geworden.“ [—dn—]

Wie viel Werth wird alljährlich durch Feuer zerstört? — In den Vereinigten Staaten für 460 Millionen Mark, in Rußland für 440 Millionen, in Großbritannien für 182 Millionen, in Deutschland für 80 Millionen, in Oesterreich für 70 Millionen, in Frankreich für 64 Millionen u. s. w. [—dn—]

Bilder-Räthsel: „Champagner“.



Was ruft der Kleine aus? Die Champagnerstrahlen verrathen dies. Auflösung folgt in Nr. 2.

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 52. Jahrg 1894: Im Glücke geht ein wunderliches Walten — Viel besser magst Du's finden als behalten.

Charade. (Zweifelsbig.)

Mein Erstes kann verlesen,
 Schon Manchen traf es schwer;
 Ost prangt — uns zum Ergraben —
 An ihm ein Blütenmeer.
 Mein Zweites ist ein Schwimmer,
 Wie keiner weit im Land;
 Hier schmückt's ein goldner Schimmer,
 Dort trägt' ein schlicht' Gewand.
 Mein Ganzes zu verpeifen,
 Gilt Vielen als Genuss;
 Wird's Einer selbst geheissen,
 So macht's ihm nur Verdruss. [R. Ziegler.]
 Auflösung folgt in Nr. 2.

Scherz-Räthsel.

Wenn ich meine Pfeife stopfe,
 Brauch' ich's — es ist Tabak —;
 Und wenn ich es enthaupte,
 Dann hab' ich — auch Tabak.
 Auflösung folgt in Nr. 2. [G. Müllers.]

Auflösungen von Nr. 52, Jahrgang 1894: des Kapfels: Räthfels: 1) Winger; 2) Geger; 3) Ruder; 4) Wind; 5) Arie; 6) Genua; 7) Turin; 8) Germanien; 9) Eden; 10) Wage; 11) Dee; 12) Nachbar; 13) Negerin; 14) Tortur — Wer magst gewinnen; des Räthfels: Koran — Delan.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorer Ostdeutschen Zeitung (W. Sährmer) in Thorn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.